

# Gesang des Himmels



Amélie Schenk

# Gesang des Himmels

---

*Galbe –  
Schamanin des Altai*

**HANS-NIETSCH-VERLAG**

© Hans-Nietsch-Verlag 2010

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit ausdrücklicher  
Genehmigung des Verlages gestattet.

Covergestaltung: Kurt Liebig

Innenlayout und Satz: Hans-Jürgen Maurer

Hans-Nietsch-Verlag

Am Himmelreich 7

79312 Emmendingen

[www.nietsch.de](http://www.nietsch.de)

ISBN 978-3-86264-002-7

*Für meinen Vater,  
der mich sehr früh  
in die große weite Welt  
hinausschickte.*



# **Inhalt**

Eine Legende in der Geburt .....	9
Die Heimkehr .....	18
Wolkenhoch und zu Tode bestürzt .....	24
Stirb und werde .....	34
Gleich einem Passgänger mit Fußfesseln .....	44
Denkzetteleien .....	54
Schwarzer Wurzel Sprössling .....	69
Mannlos in einer Mulde .....	102
Im Hals des Gefährlichen .....	117
Du musst zu den wildesten Orten gehen .....	148
Tote Seelen .....	173
Heil dem Altai, heil dir! .....	197
Gedankenlese der Autorin .....	223
Ein persönliches Wort .....	227



# Eine Legende in der Geburt

*Wer sich nicht fürchtet, wird Held,  
wer sich nicht schämt, Schamane.*

Redensart der Tuwa-Nomaden

*Bin meine eigene Großmutter, die zurückgekehrt ist.*

Die werdende Schamanin Galbe über sich selbst

Die Schamanin – oh hört nur – ist zurückgekehrt! In den Altai-Bergen gehen wir dem Jahr des scheidenden Blauen Hunderrüden entgegen, oder anders gesagt: Wir schreiben das auslaufende Jahr 1994. Die Flammen der Aufregung über die Wiederkehr der legendären Schamanin lodern wild und die Nachricht darüber fliegt wie das Steppenfeuer über die Altai-Erde. Und der letzte Funkenflug gelangt sogar bis zu mir ins ferne Europa. Erst schwele ich, bald aber brenne ich lichterloh.

Kärglich sind die ersten Nachrichten, die mir Freund Dschurukuwaa, der Onkel der Schamanin, bringt, da er – anfangs selbst fern vom Geschehen – auch nicht mehr weiß. Schließlich erfolgt seine Einladung in den Altai, selbst zu sehen und zu hören, wie eine junge Frau Schamanin wird und was ihr bevorsteht. Und als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, folge ich dem Ruf.

Der Rest vollzieht sich für mich, von unsichtbaren Fäden gelenkt, ohne mein sichtbares Streben. Und so entsteht auch dieses Buch, mit dem ich Kunde geben möchte von einer in Raum und Zeit sehr fernen und urgewaltigen Welt, in der Menschen und Geister, Himmel und Erde im Mit- und Gegeneinander das eigentliche Leben zur leidenschaftlichen Angelegenheit erheben. Wo Leben ein hohes Recht und nicht Pflicht und Zweckerfüllung ist. Wo sich Menschenwürde und

Menschengröße in Demut vor der Allgewalt der niemals verzeihenden, aber immer richtenden, gestrengen Natur erhalten haben. Und wo der Altai selbst der große Altar, das Heiligtum aus Urgestein und Urzeiten ist, das Ein und Alles aller Wesen, ja, ihr unausweichliches Geschick, und das Leben ihm zu Füßen ein einziges, mal klag-, mal freudvolles Lied, das ihn so schmückt. Doch will ich von vorn anfangen zu erzählen. Auch davon, wie sich das Schicksal wandelt und den ungunen, unruhigen Zeiten ein Vermächtnis hinterlässt.

Der Schwarze Hahn, das Jahr, welches dem Blauen Hund immer vorausgeht, geht seinem mittleren Sommermonat zu. Es ist das Jahr 1993, der 15. Juli. Da stirbt im Alter von zweiundachtzig Jahren die große Schamanin Pürwü. Eine Epoche geht zu Ende. Nach ihrem Tod gibt es keinen nennenswerten Schamanen mehr weit und breit, denn außer ihr hat keiner die Verfolgungen und Einschüchterungsversuche der letzten Jahrzehnte überlebt. Das kleine Volk der Tuwa-Nomaden bleibt, wie die Leute sagen, augen- und ohrenlos in einer Welt, in der man nicht weiß, wie es weitergehen soll.

Seit März 1990 kehrt sich die Mongolei ab vom alten Staatsverständnis unter kommunistischer Herrschaft, und hier im Altai, viele Tagesreisen durch Staub und Steppe entfernt vom hauptstädtischen Ulaanbaatar, sowieso und unter anderen Vorzeichen. Das Nomadenland, ehemals fast ausschließlich auf die jetzt zerfallende Sowjetunion ausgerichtet und nun in auswegslosem Zustand, versucht sich in Marktwirtschaft. Dazu zählt als erster Schritt die Privatisierung des Viehes, Stolz und Lebensgrundlage der Nomaden. Düstere Stimmung lähmt das Land, die Kaufläden in den Städten und Siedlungen sind leer gefegt, Schlauköpfe haben sich ihre Pfründe – Maschinen, Fabrikteile, Anteile am Staatsbesitz – längst gesichert, und kindsköpfig-gutgläubige Landleuten hecken leichtsinnig unbeschwert irgendetwas Neues aus. Ein jeder wurstelt und schlaumeiert vor sich hin, aber keiner will und kann verstehen, welche eine Neuzeit angebrochen ist, was eigentlich Sache ist, welche Köpfe da oben welche Linie bestimmen werden.

Da wird eine der Enkelinnen der verstorbenen Schamanin, die nicht einmal zwanzigjährige Galbe, von Geistern heimgesucht und verfällt

achtzehn Tage und Nächte lang dem Wahnsinn der sie umtanzenden Geister. Sie ist zur Nachfolgerin bestimmt, wird dazu getrieben. In der Gunst des Himmels wähnt sich das Volk der Berge.

Und hier beginnt die Geschichte. Es ist an einem wetterwendisch-launischen Tag, eigentlich etliches zu spät für den Herbst. Gewöhnlich ist um diese Zeit schon Winter. Aber an jenem Tag regnet es, darauf folgt schwerer Hagelschlag, und zuletzt donnert es gar. Die Jurte braucht Wasser, und so wird Galbe, die einzige Tochter, wie so oft, mit zwei Eimern zum nahen Weißen Fluss geschickt, um Wasser zu holen. Sie ist recht unlustig, wie ein verhätscheltes Kind, das zur Arbeit gezwungen wird; gelangweilt und träge schlendert sie mit den zwei aneinanderscheppernden Eimern in der einen Hand und der großen verbeulten Messingschöpfkelle in der anderen über die Weide. Am Flussufer hat sich schon erstes Eis abgesetzt.

Fahrig reicht sie mit der Kelle in das dahinter weiß schäumende Wasser, hebt es dümpelnd zu sich herauf und lässt es ruppig in den Eimer platschen. Störrisch ist heute die Kelle, und mit jeder Kelle, die sie schöpft, wird alles nur noch ungebärdiger. Sie bebt, das Eis ist rutschig, die Kelle schlingert, das Wasser scheint felsenschwer und dickflüssig wie erkaltendes ausgelassenes Fett. Hagelkörner hüpfen heran, prasseln auf die eisumkrusteten Flusssteine und prallen davon ab und ihr zu. Die Kelle, ach, die Kelle, ist heute so ungenlenk! Die Finger, ach so klamm! Eiskörner weiß, Fischlein, grün und glatt, ruckeln und zucken und springen übers Eis in die Schöpfkelle, den Kellenstil und ihren Arm hoch und geradewegs in die Eimer.

Es plätschert, regnet, hagelt, schäumt grünbläulich weiß auf und über, buntes Wasser zuckt und zahnt und Eiskörner spicken umher mit sich windenden Fischlein. Die Störrische erzittert. Und schon ist es ein Strom, der fließt und sich ergießt. Schöpft sie noch? Oder bäumt sich der weiße schäumende Strom zu ihr auf und zielt ihren Eimern zu? Klatscht und springt mit den Fischlein längst über die Ränder, ergießt sich auf Gras und Erde und rinnt zurück zum Nass, dem es entlehnt?

Wie lange sie schöpft, weiß sie nicht. Wie sie wieder zur Elternjurte gelangt, auch nicht. Nur dass die Kelle heute schwerer als gewöhnlich

zu heben war und das Wasser in den Eimern überschwappte und ihr Stiefel und Hosen durchnässte, weiß sie später noch zu berichten. An der Jurte angelangt, ruft sie: Mutti, Mutti, in meine Eimer sind grüne Fische geschlüpft! Die Mutter wehrt diesen Blödsinn ab, kennt sie doch ihr adoptiertes, ziemlich verzärteltes Mädchen. Ja, so ist ihre Jüngste: immer ein wenig kindlich, verspielt, verträumt und oft eben ein ziemlich schwieriges Kind. Und weil sie so ist, denkt die Mutter, erzählt sie halt solche Dinge, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Hat sie nicht schon öfters solcherlei Unsinnsgeschichten versucht anzubringen? Die Mutter lacht nur: Nun gut, mein Kind, wir werden also Fischsuppe essen!

Wenige Stunden später wird die junge Galbe erneut ausgeschickt, diesmal um die Yakherde von den nahen Berghängen her unter und lagerwärts zu treiben. Wieder zieht sie widerspenstig von dannen. Sie findet die Herde, und kaum nähert sie sich den Tieren, preschen die Yaks auseinander, wie wenn sie einen Wolf gesehen hätten – mit aufgerichteten Schwänzen, aufstehenden Haaren. Huuiihh! Zuuusch! Sie mitten darinnen, wird fortgeweht, geradewegs auf etwas riesiges Schwarzes zu ... ein Wirbelsturm, eine Wolke, schwarz wie die Nacht, umhüllt sie und trägt sie fort, fort ... gegen ihren Willen. Es wirbelt sie umher, durch die aufgebrochene schwarze Horde. Sie flattert, keucht, weht umher, stolpert die kreuz und die quer, schlägt auf Steppesteine, rammt Felsbrocken, zerkratzt und zerschneidet sich dort etwas, wo sie taumelt. Leidet, brennt, blutet und scheint verloren.

Die Mutter, längst in Sorgen, macht sich in der Dämmerung auf die Suche nach der ausbleibenden Tochter. Nicht lange, da kommt ihr die dahindonnernde Yakherde entgegen, die dahinstürzende Tochter im Gefolge und – als sie die Mutter ausmacht – fährt sie geradewegs auf sie ein. Die fängt die Versehrte auf. Wie weint sie! Das Gesicht verzerrt und schaumbedeckt, verrotzt und tränennass, die Augen erstarrt und erkaltet, röchelt und ringt sie um Luft, bebt und zittert am ganzen Leib. Die Mutter wagt nichts zu fragen, so schwach hängt sie ihr im Arm. Und schon sieht sie: Ihre neuen Stiefel sind kaputt, die Sohlen durchgetreten. Und ihre Hose, die ist klitschenass.

Zurück zum Winterlager bringt sie die Mutter, und als sie ihre eigene Hütte betreten wollen, warnt sie die Tochter: Nicht doch, Mutter, da stand eben noch die Oma, unsere Pürwü! Sie ist gerade hineingegangen und hat mir gesagt, vor morgen soll kein Mensch die Stätte betreten. Sie will die Jurte erst für mich reinigen.

Also gehen sie in die Nachbarhütte, die des älteren Bruders. Und dort bleiben sie über Nacht. Fragen über Fragen – und keine Antworten; Unverständnis, sture, stiere, fast vorwurfsvolle Blicke der Brüder, ihrer Frauen und Kinder. Die Mutter wechselt ihr die Kleider, wäscht ihr das Gesicht und versucht, sie zu trösten, drückt sie, wie eine Mutter es in Sorge tut, an ihr Herz. Und will sie zum Schlafen weich und warm betten.

Aber nein, sie gibt keine Ruhe. Die Mutterwärme bezwingt nichts. Der Quälgeist drängelt und jammert, erteilt lautstark erste Befehle: Nenn mich nicht mehr „mein Kind“. Deine Mutter bin ich von nun an! – Die Mutter verzweifelt, kann nur entgegnen: Ach, du Arme! Sie dagegen: Ich will die rote Mütze haben, die mir Oma damals genäht und mir vor einigen Jahren geschenkt hat. Die holt mir! Schnell doch!

Die Mutter wundert sich, hatte ihr Töchterchen doch diese Mütze immer als altmodisch angesehen, sie hässlich gefunden und sie an die Kinder ihres ältesten Sohnes weitergeschenkt. In ihrer Not und Sorge weiß sie sich keinen anderen Rat, als noch in derselben Nacht einen Reiter nach der Jurte des ältesten Sohnes loszuschicken, wo die rote Mütze sein musste.

Sie kommt, die Mütze! – Das Versprechen verschafft nur scheinbare Linderung, denn schon kommt sie mit dem silbernen Ohrring der Oma. Auch den will sie haben. Pürwü hat ihn der Enkelin zwei oder drei Jahre zuvor geschenkt und der müsste doch in der Truhe sein! Die Mutter meint, nichts davon zu wissen, und doch fängt sie an zu suchen, entleert alle Truhen und findet ihn tatsächlich. Hängt ihn der Tochter ans Ohr. Und siehe, mit diesem Stück wie mit allen anderen Dingen der Großmutter, nach denen sie verlangt und die auch zu ihr gelangen, gibt es jedes Mal eine merkbliche Erleichterung. Ja, es ist zu sehen, wie ihr Leiden abnimmt.

Am kommenden Morgen wird die rote Mütze gebracht. So wie der Ohrring zuvor wird jetzt auch die Mütze über Wacholderrauch geschwenkt und gereinigt. Danach setzt Galbe sie gleich auf und Ruhe sinkt in sie hinein.

Doch nur vorübergehend, denn schon bittet und bettelt sie nach mehr: nach den Orakelsteinen der großen Schamanin, rot und rundlich, hasenkötelgroß und einundvierzig an der Zahl, wie es sich gehört. Dann nach dem grünen Flachmann, den die Großmutter bis zuletzt in Gebrauch hatte, war sie doch dem Alkohol sehr verfallen in ihren letzten Jahren. Diese Flasche war ihr liebstes Stück. Wenn sie sich von einer anderen Jurte Schnaps holen ließ, hat sie diese immer mitgegeben, weil da genau die paar Fingerbreit, die sie brauchte, hineingingen. Diese oder eine andere band sie sich auf einen Pflock, den sie neben dem Ofen in die Erde getrieben hatte. Sie hatte Angst, betrunken davon etwas zu verschütten.

Wie ausführlich bis in alle Einzelheiten sich die Enkelin an die Gegenstände erinnern kann, wie unbeirrt und stur sie danach ruft, wie genau sie den Ort, an dem danach zu suchen ist, beschreiben kann! Alles Anzeichen für ihre Wiederkehr. Ja, und zu guter Letzt, als sie sich genügend in sich gefestigt glaubt durch die Gegenstände, die zuvor im Besitz ihrer Vorgängerin gewesen waren, fängt sie an zu schamanen.

Sie wird stiller und stiller, lauscht in sich hinein und in die Nacht hinaus, gähnt, und da längst eine Kerze brennt, pustet sie die aus und stimmt leise einen Gesang an. Alles horcht auf: Das ist doch der Gesang der alten Schamanin Pürwü, ja, das ist ihre brüchig-kratzige Stimme, ihre Weise, der Familie noch so vertraut. Die Mutter hastet nach Milch und Milchschnaps zum Verspritzen für die Geister, legt Dung im Herd nach, brennen soll das Feuer richtig, so war es doch immer bei ihrer Mutter, der großen Schamanin gewesen.

Die junge singt und singt sich ein; alles ist ergriffen, weint und schluchzt. Die ganze Nacht schamant sie. Der Vater schleppt Steine herbei, die dreizehn Opfersteine des Altai, Opfer werden verbrannt. Der Gesang reißt nicht ab, berichtet von Gewesenem und Zukünftigem, der Gesang beschwört, Geister werden gerufen und sie scheinen

mehr oder weniger klar durchzukommen. Nach dieser ersten durchwachten, durchbangten Nacht zweifelt keiner mehr: Es ist die zurückgekehrte Schamanin. Oh, du reicher Altai, du lässt uns leben!

Und so schamant sie weiter, singsangt unermüdlich in ihrem Wahn und schleppt sich und das ganze Tuwa-Volk achtzehn Tage und Nächte lang dahin.

Währenddessen isst sie nicht und trinkt auch nicht wirklich. Die Mutter versucht zwar, ihr löffelweise hin und wieder etwas Schwarztee oder auch Milch einzufließen, aber mehr als das Benetzen der Lippen lässt sie nicht zu. Und ans Schlafen ist nicht zu denken. So außer sich, wirr und aufgewühlt ist sie, dass jede Nacht zwei Menschen aus der Sippe ernannt werden, um Wache zu halten. Die sitzen, machen Feuer und einer von ihnen bewacht die Tür, da sie fürchten, sie könnte ausbrechen. Alle sind auf der Hut. Geht sie austreten, kommt einer mit.

Die kommenden Tage und Nächte reißt der Strom der Besucher, Schaulustigen und Neugierigen, Bittsteller und Hilfesuchenden, Notleidenden und Kranken nicht ab. Sie, die neue Schamanin, ruft sie ja alle zu sich, verlangt, das Volk möge kommen, sie müsse etwas bekannt geben. Also reisen die Leute an: zu Fuß, zu Pferd, mit Motorrad, mit Auto. Viele kennt sie gar nicht, sieht sie zum allerersten Mal. Treten sie in die Jurte ein – die meisten empfängt sie lieber einzeln –, fängt sie von selbst gleich an zu reden, gibt Einzelheiten, vortrefflich Gutes, aber auch Peinlichkeiten der Familien preis, sagt sie den Leuten gerade ins Gesicht, dass manche zu Tode erschrocken sind, weil sie Sachen hören, die für gewöhnlich nur innerhalb der Familie erzählt werden. Wie kann sie als junges Ding all dies wissen?

Recht bald steht fest: Die Geister der Vorgängerin haben sie erwählt, zwingen sie zur Nachfolgerin. Und – ist es erst am achtzehnten Tag oder schon zuvor? – da versichert sie wichtig der Mutter: Ab Stunde bin ich nicht mehr deine Tochter. Ich bin jetzt deine Mutter: Ich bin zurückgekommen und du bist jetzt meine Tochter. Alle meine Töchter will ich sehen, alle meine Kinder! Ich bin die Alte, bin Pürwü. Fortan sollt ihr „Mutter“ zu mir sagen!

Und dann erzählt sie Jahrzehnte zurückliegende Geschichten lang

und breit, von sich selbst und Dinge aus den Familien und Sippen, die nur sie – die alte Pürwü – wissen kann. Angefangen bei der ältesten Tochter Mardschjaa, die sechzig Jahre alt ist: Du bist in dem und dem Jahr, da und dort geboren, und es war so ein Tag gewesen, ich hatte die schlimmsten Wehen ... Und damals, als du geboren wurdest, war dein Vater ein solcher Mensch, ist am Vortage erst zurückgekommen ... In allen Einzelheiten erzählt sie. Die Kinder können sich zwar an einige Sachen erinnern, haben sie doch von ihren Eltern davon gehört, aber das meiste ist ihnen neu.

Das Volk kommt weiter und bald noch zahlreicher zu ihr. Man staunt und wundert sich, giert nach dem Unerhörten. Argwöhnisch bäugt man das Getue um die neue Heilige. Dennoch – diejenigen, die gepilgert kommen, erkundigen sich sorgenvoll und ehrerbietig: Großmutter, seid Ihr gut angekommen? Sie entgegnet darauf: Ja, ich bin zurückgekommen, ich wollte ein paar Worte mit dir wechseln. Ich sehe, du bist der Sohn, die Tochter von Soundso ... Dein Vater ist so einer gewesen, hat so gelebt ... Viel längst Vergessenes kommt hervor, auch geheime und beschämende Dinge, die nur die nächsten Angehörigen wissen können. Andere empfängt sie gar nicht, lässt sie nicht in ihre Nähe, selbst wenn sie tagelang nebenan in einer Jurte ausharren. Sie lässt nur verlautbaren: Die oder den werde ich nicht empfangen. Unrein muss sie die finden, oder irgendwie fragwürdig, in einer Schuld stehend.

Die Tage und Nächte verzehrend finden die Jurten und Hütten, der Ail keine Ruhe, denn die werdende Schamanin kocht und brodeln, wild und ungestüm. Ihr Gefäß droht zu zerplatzen. Der Lohn vorerst: Sie spricht wahr. Die entfesselten Kräfte der Ahnen und Hilfsgeister haben sie im Griff, treiben es halt- und schamlos. Noch ist sie hilflos, willenlos, ohnmächtig, noch nicht Herrin der Lage. Etwas in ihr ist ver-rückt. Die wilden Kräfte der Geister und Ahnen brechen durch die Pforten der Schamanin in die Lebensgemeinschaft der Menschen ein.

Ihr Wahnsinn ist das Tor zum Wissen für alle, sinnvoll fürs Leben, notwendig fürs Überleben, heilsam im Daseinskampf.

Alle wissen es, ein ganzes Volk weiß es und heißt die Geister

willkommen. Was sich wie ein Glücksfall für das Volk ausnimmt, wird für Mutter und Vater fortan eine verantwortungsvolle Bürde sein und der ganzen Sippe nichts als Last und für sie selbst schmerzvollstes Leiden und Verzücktheit ohne Plan, Verrücktheit ohne Ende bedeuten – zunächst jedenfalls.

# Die Heimkehr

*Bei neun Schamanen liegen meine Wurzeln  
Mit dem Schamanen Dorschu teile ich die Herkunft  
Bin Zäpfchen an einer treibenden Lärche  
Ersatz für die Schamanin Pürwü  
Eine Mütze mit Uhufedern ist hier  
Was kann ich dafür, wenn es das Schicksal so will?  
Gesang der Schamanin Galbe*

**B**laugrau darbt der Morgen über den Altai-Bergen. Ein Schimmer huscht über die östlichen Bergkanten und befällt die karg kantigen Felsränder mehr geträumt als wahrhaftig. Die Nacht hat es erneut geschneit. Eisgrau glimmert die Erde. Feiner Schneestaub umwirbelt die Blockhütten der Siedlung, umpfercht von Bretterzäunen und Trockenlehmmauern, am Ufer des Homdu, der längst blauweiß still und starr in sich ruht.

Alle Schornsteine fangen zu dieser Stunde fast gleichzeitig über den Flachdächern an zu rauchen, weiß dampft es dem dräuenden Himmel zu. Nur schon der Gedanke an Feuer und heißen salzigen, wenn auch milchlosen Tee, der allmorgendlich in jeder der Hütten gekocht wird, verströmt Wärme und Geborgenheit. Was aber nach geschäftig emsigem Treiben klingt, trägt. Der Winter, der Einzug hält, will nichts Lautes, Halsschreierisches, Nach-außen-Gekehrtes. Die Zeit des großen Schlachtens ist vorbei, die Fleischvorräte lagern ein. Die ersten Schneestürme sind über den Altai hinweggefegt. Das Leben hat sich längst auf kleinstem Raum, Überlebensraum um die einzige Feuerstelle zusammengezogen.

Heute – auch wenn der wolken schwere Himmel so erdrückend ausschaut – ist laut altem Kalender ein günstiger Tag. Die junge

Schamanin will mit ihrer Mutter zur Großmutter fahren. Pürwü liegt wenigstens eine halbe Tagesreise mit dem Auto den einen Zufluss des Homdu entlang aufwärts, den weglosen Pass hinauf und hinunter, in einem versteckten Seitental fernab irgendeines Jurtenplatzes begraben. Dort, unterhalb der Felsen. Wo genau, weiß außer der Mutter, welche die Stelle auch nur vom Sommer her kennt, als das Gras schön dicht und duftend war, keiner so recht. Und jetzt, wo Schnee gefallen ist, sind alle auffälligen Felsen und Zeichen am Weg vom Schnee verweht unkenntlich. Ohnehin begibt sich die Wintermonate niemand in diese Richtung, keiner hat seine Geschäfte dort im Tiefschnee. Möglich es ist der einundzwanzigste Tag. Schon die letzten Tagen hat sie ungestüm danach verlangt, zu sich zu fahren, um ihre Sachen abzuholen. Das ist urplötzlich ihr einziges Sinnen und Trachten. Und sie befiehlt: Ich will es und ich zahle für alles!

Früher wäre man geritten, zu zweit, sie und die Mutter. Doch die Neuzeit schreibt ein Gefährt vor, mit Motor auf vier Rädern. Ein Fahrer, der ziemlich heldenmütig und geschickt sein muss, findet sich schnell fürs Geld, das ja nun der Jurte mit den Besucherscharen zuzufließen scheint. Ist da nicht dieser Hilfreiche, der schon die Tage zuvor eine große Wagenladung Brennholz im Lager der Familie mit der neuen Schamanin abgeliefert hat – obwohl die Jahreszeit spät für solche Besorgungen ist? Vielleicht bietet er seine Dienste wieder an? Hat er nicht womöglich längst ein Auge auf die junge, vielversprechende Schamanin geworfen? Also wären sie zu dritt. Kein anderer soll mitkommen.

Schon am frühen Vorabend sind die zwei Frauen von ihrem Winterlager aufgebrochen und übers Eis der beiden Flüsse hierhergewandert, jede ein prall geschnürtes Bündel mit sich tragend, mit schwarzen und weißen Opfergaben und reichlich Wacholder zum Räuchern. Bei Anverwandten übernachteten sie.

Und nun in der Frühe treibt Galbe allseits zur Eile an. Schon recht: Was sie will, ist nur der Geisterwille. Dennoch – der kleine Transporter muss erst betankt, für den Weg müssen die Thermoskanne mit Milchtee aufgefüllt und die in Fett gesottenen Teigfladen als Wegzehrung

noch gerichtet werden. Holzscheite, ja, und einige Dungstücke für das Rauchopfer braucht es auch – für alle Fälle!

Endlich brechen die drei auf. Galbe hockt zwischen der Mutter und dem Fahrer in der Mitte der Fahrerkabine, die auch bei laut röhrendem Motor nicht wirklich warm wird. Der Fahrer kennt die erste Wegstrecke und muss doch die Fahrtrillen suchen, je länger, umso höher sie das Tal erklimmen. Die Talebene mit dem verwehten Schnee über Raureif, Vorwochenschnee und Steppensand und einzelnen aufragenden Felsbrocken gleicht einem schmuddlig besudelten, schwarzbraun-weiß gescheckten, lang gestreckten Fell, das sich weiter hinten taleinwärts kräuselt und aufwirft.

Mit der ersten Hochebene, die sie erfahren, steigt auch die Schneehöhe. Wie wird die Fahrt ausgehen? Der Himmel weiß es. Der aber wirkt bedrohlich, und mit jeder Wagenlänge, die sie sich talaufwärts quälen, schiebt er sich ihnen zusehends wolkenreicher und verhärmter entgegen. Erdnah stilles Schneeweiß, das weißer und wuchtiger wird, und oben der Himmel, der trüber und schwerer wird, zuletzt einbricht und herniederkommt: weiß glühender Wider- und Wahnsinn im Herzen. Sie hört die Oma rufen! Wind tänzelt über Schneehauben, wischt über Sträucher und auch letzte gelb-dürr aufragende Gräser. Unter rollenden Rädern springen Kies und Schotter hoch auf, besprengen und bespritzen die Schneeverwehungen am Weg; es knirscht und kratzt und kracht der Harsch. Der Himmel fliegt ihnen zu und verweht alle Spuren. Wie wenn sie aus dem Nichts kommen und wieder ins Nichts einfahren.

Zeitlos und raumlos reisen sie, anfangs zu dritt, nun wie fast zu einer Person miteinander verwachsen, weiter und höher hinauf dem Ungewissen zu. Da brechen die Räder ein und drehen leer – eine verharschte Schneewehe! Der Fahrer springt heraus, schaufelt aufgeregt, vorn, hinten, zu beiden Seiten – nichts zu machen! Der Laster neigt sich nur noch mehr, droht gar umzukippen. Der Fahrer weiß nun auch nicht mehr weiter, regt sich auf, ringt mit allen Widrigkeiten. Schon dampft er. Sein dick wattierter Deel lässt ihn aus allen Poren schwitzen und tropfen. Doch vollbringt er nur Allerwenigstes; nur noch mehr

Qualm und böses Aufheulen des Motors. Die kostbare Fracht tut ihm schon leid, wird ihm trotz reichen Lohnes zur Last.

Jahre später erzählt mir die Schamanin rückblickend:

Der Fahrer, Sie kennen ihn ja inzwischen auch, war unbeirrbar. Angst hatte er nicht, so wie er auch keine vor mir hat. Der ist Mann genug, der wehrt sich, kann auch den Kasachen etwas sagen, wagt es, anders als die Weichlinge von Männern. Nur wie der damals gezittert und gebibbert, geschuftet und gezetert hat und in allergrößter Sorge war, wie wir wieder freikommen würden – das war filmreif, wirklich! Auch das, was danach geschehen sollte. Alle wissen das.

Zurück zu unserer Schamanin mit Mutter im Schnee. Sie sitzt im Führerhaus und stiert und starrt, versunken in ihrem Singsang und brabbelt stur vor sich hin. Die Mutter, ganz bei sich selbst und auf alles gefasst, sie weiß es gleichmütig zu nehmen und schweigt. Ist nicht alles schicksalsgebunden? Und wahrlich, kennt sie nicht diese Art Anwendungen, die Schamanerei im Großen und Ganzen, den kochenden Wahn- und Feinsinn! Die Gaben ihrer eigenen Mutter waren ja solche. Wissend, abwägend schaut sie ausforschend auf ihre Jüngste: Tage, Wochen nichts zu sich genommen, nicht wirklich ausgeruht, singt sie wie die eigene Mutter, die alte Pürwü, heult und jammert, schamant und schäumt, kränkelt und traumwandelt umher, ist geschwächt und wohl schlichtweg überdreht.

Die dagegen, arglos und unbeeindruckt vom Missgeschick des Fahrers, harrt scheinbar einfältig der Dinge, die ihr zufallen mögen. Die Mutter aber erkennt die Umstände. Ferneres und Höheres kündigt sich an. Da sieht Galbe plötzlich in einiger Entfernung die Oma stehen. Die ruft, will sie zu sich hinlocken, indem sie ihr etwas Dunkles hoch- und entgegenhält. Legt es neben sich auf die verschneite Steppe und löst sich aus den Augen der Enkelin.

Schon zuckt dieses Ding wie ein Fisch ohne sein Wasser, schlägt – platsch! klatsch! mit dem Schwanz auf die Erde. Die Oma ruft! Galbe weiß, da muss sie hin, springt aus der Kabine und läuft auf die Erscheinung zu. Die Mutter denkt, sie will flüchten und will ihr schon hinterherlaufen. Doch die Tochter weist sie barsch zurück: Ihr alle wartet

hier, ich hole nur schnell etwas. – Und schon läuft sie schnurstracks auf einen Stein zu, hebt ihn auf, und da erkennt man einen grünen zappelnden Fisch. Sie hastet mit ihrer Beute, dem Fischstein, zurück zum Wagen, steigt ein und herrscht den Fahrer an: Jetzt fahren wir aber! – Der hat eben noch geschimpft: Weit und breit keine Menschenseele, ich sage euch, wir erfrieren hier noch! Sie setzt jetzt hart dagegen: Ich weiß, wir kommen frei. Meine Geister sind da!

Der Film rollt weiter ab; der Motor heult auf, der Eisschnee kracht. Festgehalten! – ruft der Fahrer und sie pflügen sich frei von der Mulde. Allein der Fahrer zittert, nicht vor Anstrengung nur! Die Schamanin, den Fischstein wie ein Kindlein wiegend und ihm etwas vorsingend, ist sich des guten Ausgangs sicher. Sie ist in den Wolken. Weiß ist der Weg nun mehrfach. Die Mutter sitzt daneben, hat nichts zu sagen. So fahren sie und fahren, stundenlang und – erst auf-, dann abwärts – bis zur Stelle, wo die Großmutter am Rande eines Schneemeeres liegen soll. Halt! – wirft sie dem Fahrer zu. Hier muss es sein. Seht nur die Wolfsspur, die frische!

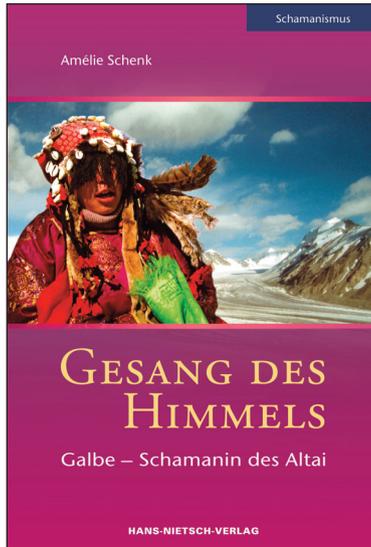
Diesmal steigen alle aus. Die Mutter bleibt abwartend neben der Kabinentür stehen. Der Fahrer, jetzt zum Jäger erweckt, nimmt die Fährte auf. Sie zögert noch, lauscht in die Steppe, so weiß und weit, hinaus. Dann stapft sie alt und gebückt hinterher, hält aber bald wieder inne und wittert mit allen Sinnen, laut hörbar grunzend. Und hebt plötzlich wieder an zu singen und zu rufen, tut wichtig, wie wenn sie sich mit jemandem unterhält: Ah! – rechts meint ihr. Oh! – links meint ihr?

Sie zieht an ihrem Fährtenleser vorbei, Schnee zerstiebt, wirbelt auf und hüllt sie in eine milchweiße Wolke, auf der sie auf und davon wedelt, durch den Tiefschnee geradewegs auf etwas zu. Bückt sich und befördert einen Gegenstand hervor, den sie blitzschnell im Brustlatz ihres Deels verschwinden lässt. Es ist das Unvergängliche der Vorgängerin, ihr hellsehendes viertes Auge: der Schamanenspiegel. Himmel sei Dank, Altai sei Dank!

Und schon wirbelt es sie zurück, ja, sie kommt um sich selbst drehend zurückgerannt, wie auf Wolkenwinden angebraust, da trifft es

sie halben Weges hart am Kopf. Sie prallt erschrocken zurück. Ein Hagelkorn? Ein Stein? Eine Kugel? Nicht doch! Sie dreht sich in die vermeintliche Wurfrichtung und greift erneut blindlings im Schnee nach dem, was ihr gegolten hat: Es ist ein Silberklumpen in Form eines Schafknöchels. Und kaum hält sie ihn umklammert, jagt die Windhose wieder heran und trägt sie mit sich fort und fort. Und wer dabei gewesen wäre, hätte bestimmt den Luftzug der Heranwirbelnden gespürt.

Im Vergleich zu allen Fährnissen und Widrigkeiten zuvor ist der Rückweg für alle ein leichtes, nicht eigentlich erzählenswert. So meint Galbe auch noch Jahre später, als wir ihre Anfänge als Schamanin wieder und wieder besprechen: Ich war bei mir angekommen und wurde friedlicher. Denn als ich mich anschickte, nach dem Gegenstand, der mir genannt wurde, im Schnee zu suchen, da war mir, wie wenn ich die Stimme der Oma erneut vernähme: Nimm, was du brauchst, mein Kind. Nun hast du fürs Erste die Prüfung bestanden! Bis auf ein weiteres Mal!



**Amélie Schenk**  
**Gesang des Himmels**  
**Galbe – Schamanin des Altai**

Es war im frühen Winter 1994, da wurde eine gerade 18-jährige Frau der Tuwa – eines Nomadenvolkes in den Bergen des Hohen Altai – im wahrsten Sinne des Wortes verrückt: 18 Tage lang isst, trinkt und schläft sie nicht. Die Geister ihrer Großmutter, der großen Tuwa-Schamanin Pürwü, die eineinhalb Jahre zuvor verstorben war, haben sie zu deren Nachfolgerin bestimmt ...

Dr. Amélie Schenk, die seit Jahren vor allem in der Mongolei lebt, wird von der jungen Schamanin Galbe als der Mensch auserwählt, der erfahren und weise genug ist, ihre Lebensgeschichte und die Geschichte ihres Volkes zu erzählen, um so den Schatz des Wissens eines uralten Volkes für die Nachgeborenen zu erhalten. So darf sie noch nie von Außenstehenden erlebten Totenritualen beiwohnen und die Mythen, Legenden, Zeremonientexte, Gebete und heilkundlichen Anweisungen, die bislang nur mündlich weitergegeben wurden, zum ersten Mal schriftlich festhalten.

*280 Seiten, Broschur • ISBN: 978-3-86264-002-7*